

Autorin: Dina Netz

Redaktion: Terry Albrecht

**Nina Jäckle: Der lange Atem**

Roman. Verlag Klöpfer & Meyer

176 Seiten, 19 Euro

**Internettext/ Anmoderation**

Nina Jäckle: Der lange Atem

Nina Jäckles neuer Roman erscheint mit Grund pünktlich zum dritten Jahrestag der Atomkatastrophe von Fukushima am 11. März: Sie schreibt über die, die mit dem Danach zurechtkommen müssen, in einer klaren, knappen, lyrischen und intensiven Sprache.

Der Erzähler und seine Frau haben „Glück gehabt“, weil sie an dem Tag, an dem der Tsunami ihr Haus fortriss, in der Stadt waren. Doch sie haben ihre Angehörigen und Nachbarn verloren, ihre Heimat ist verseucht und die Gegend, wo ihr Heimatstädtchen lag, ist nur mehr eine leere Ebene. Der Erzähler versucht sich nützlich zu machen, indem er die Gesichter der Tsunami-Opfer zeichnet, ohne ihre Verletzungen, damit die Angehörigen sie identifizieren können. Seiner Frau ist sein zeichnerischer Eifer unheimlich, ein bleiernes Schweigen legt sich zwischen sie.

Nina Jäckle, 1966 im Schwarzwald geboren, wollte eigentlich französische Literatur übersetzen, schrieb dann aber doch lieber selbst. In ihren Büchern interessiert sie sich immer wieder für Menschen in Ausnahmesituationen. Der vorige Roman „Zielinski“ war beispielsweise aus der Sicht eines schizophrenen Mörders erzählt.

**Beitrag**

Fukushima – dieser Name hat sich ins öffentliche Gedächtnis eingebrannt wie Tschernobyl. Fukushima steht nicht mehr für den Namen einer Großstadt, sondern für Erdbeben und Tsunami an Japans Küste mit anschließendem atomarem Gau. Der 11. März 2011 ist ein weiteres Fanal für die Gefahren der Atomkraft geworden. In Deutschland hat er zu einer Gesetzesänderung geführt, die das Ende der Kernenergie beschleunigt.

Nur in Japan selbst hat man sich von Anfang an bemüht, die Sache möglichst klein zu halten. Denn das Land ist von der Atomenergie abhängig. Konsequenz also, dass die Regierung erst kürzlich den Bau mehrerer neuer Atomreaktoren angekündigt hat. Aber wie soll es eine Rückkehr zur Normalität geben für diejenigen Japaner, deren Häuser, Familien, deren Leben das Meer mitgerissen hat? Von diesen Menschen erzählt Nina Jäckle in ihrem Roman „Der lange Atem“.

*Es war der elfte März, und das Meer atmete aus, ins Land hinein atmete es aus und dann atmete es tief wieder ein. Das Meer sog in sich auf, wer da saß, wer da spielte, wer da schlief, wer da lachte oder schwieg, wer da noch jung war oder bereits alt, übermütig, einsam oder in einer Umarmung. Das Meer ließ eine Kante zurück. Eine Kante, die nun auf ewig markiert, wo das Glück sich aufhielt, an jenem elften März um vierzehn Uhr sechsundvierzig, und wo das Glück in diesem Moment nicht war. Das Meer hat einen langen Atem, sagt meine Frau, auch du wirst langen Atem beweisen müssen. (S. 9)*

So beginnt der Roman von Nina Jäckle, und diese kurze Passage ist auch das Programm des Buches: Es geht im übertragenen Sinne um die Kante, die die Überlebenden des 11. März von nun an in sich tragen. Und um den langen Atem, den sie brauchen werden, bis diese Kante an Schärfe verlieren wird. „Der lange Atem“ spielt eineinhalb Jahre nach Fukushima in einer der betroffenen Provinzen.

Der Erzähler und seine Frau haben „Glück gehabt“, wie man so sagt: Sie selbst waren an jenem Tag, an dem ihr Haus vom Tsunami fortgerissen wurde, in der Stadt. Sie

besitzen nur noch das, was sie für einen Wochenendausflug bei sich trugen. Aber sie sind am Leben, anders als seine Tante, ihr Vater, als das Nachbarskind. Doch „Gnade ist auch eine Ungerechtigkeit“, wie es im Buch heißt. Die Überlebenden müssen nun sehen, wie sie mit der Kante in sich umgehen, mit der Angst vor den atomaren Folgen, mit der Leere in der Ebene, in der ihre Heimatstadt lag. Dafür gibt es keinen vorgezeichneten Weg, den muss Jeder selbst finden.

Der Erzähler findet ihn, indem er seinen Beruf umwidmet: Früher war er Phantombildzeichner, hat Bilder von Verbrechern erstellt. Nun zeichnet er auf Grundlage der Fotos von Tsunami-Opfern ihre Gesichter nach:

*Ich rekonstruiere die Gesichter der Gefundenen, ich zeichne die Gesichter ohne ihre entsetzlichen Verletzungen, um den Hinterbliebenen die Identifizierung ihrer Angehörigen zu erleichtern. So ist es ihnen zumutbar, so können sie auf meine Zeichnungen zeigen, auf gezeichnete, unversehrte Gesichter, ja, können sie dann sagen, ja, das ist sie, ja, er ist es. (S. 11)*

Der Erzähler findet im Zeichnen Erleichterung, weil er anderen Erleichterung verschafft, die Abschied nehmen können. Seiner Frau jedoch ist dieser unermüdliche Eifer unheimlich. Sie, die häufig rotgeweinte Augen hat, wirft ihm vor, nicht zu weinen. Zwischen die beiden legt sich das Schweigen des Traumas und das Schweigen derer, deren Gefühle keinen Adressaten haben. Denn auf wen sollen sie wütend sein? Auf das Meer? Wem sollen sie am Ende verzeihen? Gott?

Eine Handlung im engeren Sinne hat der Roman nicht. Zwar hat der Erzähler verstörende Begegnungen mit einer Frau, die ihm eine Art unmoralisches Angebot macht: Sie möchte, dass er ihren verschwundenen Bruder zeichnet, damit ihre Mutter endlich Abschied nehmen kann. Der Erzähler muss sich entscheiden, was schwerer wiegt: sich nicht zum Komplizen einer Lüge zu machen oder der Seelenfrieden der Mutter.

Doch eigentlich schreibt Nina Jäckle nicht über einzelne Schicksale, sondern über die kollektive Erfahrung von Fragilität:

---

*Manchmal denke ich daran, dass wir einmal jung gewesen sind, dass es eine Zeit gab, da wusste ich nicht, dass wir von der Gunst eines jeden einzelnen Momentes abhängen, von einer jeden einzelnen Sekunde also, in der nicht alles fortgespült wird, was eben noch so selbstverständlich dein Leben war. (S. 27)*

Obwohl Nina Jäckles Buch nicht einmal 200 Seiten hat, wiederholen sich die Beobachtungen des Erzählers, manche kehren immer wieder wie ein Mantra. Die Überlebenden sind gefangen in immer denselben Schleifen, die ihre Gedanken drehen, meint Jäckle damit wohl. Vom „Neuanfang“, den die Regierung fordert, ist häufig die Rede. Der Erzähler und seine Frau zumindest haben keinerlei Vorstellung davon, wie dieser Neuanfang aussehen könnte.

*Die radierten Stellen einer Zeichnung werden niemals wieder wirklich weiß sein, ein Radiergummi hinterlässt niemals weißes Papier. Was also einmal fehlerhaft gezeichnet wurde, auch, wenn ich es danach sofort wieder wegradierte, existiert unumgänglich. Auch die Orte, an denen nun nichts mehr steht, sind nicht weiß. Das Entfernte existiert unumgänglich. Und wir stehen in der Ebene, und immer denken wir das Unausgesprochene mit. Es existiert kein Weiß mehr für mich, es wird niemals mehr ein Weiß für mich geben, nicht in Bezug auf diese Ebene, nicht in meinen Gedanken, so sehr ich mich auch darum bemühe. (S. 101)*

Nina Jäckle erzählt vom Danach in einer Sprache, die mehr zeichnet als ausmalt, die das Ausmaß des Dramas impliziert, aber nicht in Worte fasst. Diese Kunst des Andeutens schafft eine besonders bedrückende Atmosphäre, weil das wahrhaft Ungeheure im Kopf – und im Herzen - entsteht. Nur die Schönheit von Jäckles Sprache mildert es ein wenig ab. Ihre Sprache ist klar, knapp, zum Teil etwas spröde, dabei zugleich lyrisch und intensiv. Ein kleiner Trost für die Überlebenden kann vielleicht darin liegen, dass jemand so andächtig und poetisch über sie schreibt.

